

11./IV. 1919

Kast hätte ich gesagt: „in die einfachste Form bringt“. Aber das ist es nicht. Ich fühle, hier müssen Form und Inhalt sich berühren in einer Weise, die für uns Geheimnis ist.

Ich weiß mir keinen Rat: wenn ich in einem großen Menschenentrudel bin (etwa in einem Vergnügungsort), so überkommt mich oft ein Gefühl von erhabener Einsamkeit, das mich aus der Menge sondert, mich mit einer gewissen feierlichen Andächtigkeit und mit intensivem Selbstbewußtsein erfüllt. Dann pflegt eine Stimme mir zu sagen: ich müsse doch wohl etwas besseres sein als diese stupide Menge des profanum vulgus. Ich erhebe mich aus dem trotz alledem äußeren Glanz sich trübenden Wirbel, entrücke mich dem Erdbrodem, fugiente penna...

Aber ich frage mich auch manchmal, ob diese meine Höhe nicht Täuschung, diese meine Vereinsamung nicht ein Defekt ist: die Unfähigkeit, mich meinen Mitmenschen verstehend und verstanden zu nähern. Am Ende fliehe ich gar nicht durch des Zaales Decke empor, sondern sitze weinend auf den Stufen draußen und werde nicht eingelassen? Und bilde mir meinen Flug nur zum Trost ein? Eine Phantasie des Kindes, das nicht mitspielen darf?

Was ist das Wahre?

Glossen zum „geistigen Arbeiter“.

Ärzte und Techniker.

Zu den in den letzten Tagen an dieser Stelle erschienenen Aufsätzen über Lage und Ausichten der geistigen Berufe sind uns aus den Kreisen einzelner Berufsstände teils beistimmende, teils polemische Zuschriften zugekommen, von denen wir hier zwei uns bedeutsam scheinende Erörterungen eines Arztes und eines Ingenieurs zum Abdruck bringen.

Der Arzt.

Zu dem im Ersten Morgenblatt vom 3. ds. erschienenen Aufsatz über „Die Entlohnung der geistigen Arbeiter“ von -ck schreibt uns Dr. W. W.:

„Alle geistigen Arbeiter sind schlecht, mehr als sehr schlecht entlohnt, und es gibt nur eine Ausnahme: Die Ärzte haben nach wie vor gute Einnahmen.“ Es ist keinerlei Schlussfolgerung des Verfassers aus seinen sonstigen Aufstellungen, aber es liest sich fast so; er hat es nur so nebenbei als bekannt vorausgesetzt; er brachte eine Ausnahme für die von ihm im übrigen mit Glück nachgewiesene Regel; aber er hat eine falsche Ausnahme ertwischt, die es verdient, in aller Deffektivität und in allen Ehren in die Regel eingestellt zu werden. Also einmal eine Regel ohne Aus-

nahme, das beweist in sich ja wieder, daß eben keine Regel ohne Ausnahme ist.

„Nach wie vor“, also zuerst einmal „vor“. Vor dem Kriege konnten die Kosten des medizinischen Studiums auf 25 000 Mark veranschlagt werden. Die Reineinnahmen (nach Abzug nur der Geschäftsunkosten) betrugen für 50 Prozent aller deutschen Ärzte bis zu 5000 Mark, für weitere 25 Prozent 7 bis 8000 Mark. Da die Ärzte keine Pensionen beziehen und sie deshalb gezwungen sind, um Weib, Kind und sich selbst einigermaßen die Zukunft sicherzustellen, jährlich 2 bis 3000 Mark Prämien für alle möglichen Versicherungen zu zahlen, so konnten vor dem Kriege die Einnahmen nicht wohl als „gute“ bezeichnet werden.

Der Krieg ist aus, also „nach“. Die Kosten des Studiums haben sich in nicht leicht zu errechendem Maße durch die Entwertung des Geldes, durch die Teuerung der Lebensmittel, der Bücher, der Instrumente usw. ausgewachsen. Sind die Einnahmen der Ärzte auch nur dementsprechend gestiegen? Das Volk, für das und von dem der Arzt lebt, ist ärmer geworden und wird es noch mehr werden. Die Privatpatienten (vor dem Kriege der Hauptpunkt im Geschäftsbuch des Arztes) sind weniger zahlungsfähig und seit dem Erlaß vom 2. Dezember 1918 in ihrer Zahl derart im Rückgang begriffen, daß die Masse der Ärzte in durchaus absehbarer Zeit ihre Einnahmen fast nur noch aus den Krankeulassen beziehen wird. Die Leistungen der Krankenkassen an die Ärzte (durchschnittlich ein Zehntel der Beiträge) erreichen nirgends in Deutschland, auch heute noch nicht, in Zahlung für Einzelleistungen umgerechnet (wie in der Privatpraxis), die Gebührensätze für „nachweisbar Unbemittelte“ (1.50 Mark für den Besuch, 1 Mark für die Beratung). Als Teuerungszulage erscheint heute dem Reichsarbeitsamt eine Erhöhung der kassenärztlichen Honorare um etwa 20 Prozent (nicht 200 Prozent!) als angemessen!

Wird die Zukunft „gute Einnahmen“ für die Ärzte bringen? Durch das Uebergehen der Privatpraxis in die Kassenpraxis wird, wie die Entlohnung der Einzelleistung, so die Gesamtvergütung für ärztliche Leistungen überhaupt in Deutschland kleiner, und es besteht keinerlei begründete Aussicht, daß sich in diesem Punkte etwas ändern wird; so wird an sich schon das Einkommen des einzelnen Arztes geringer werden. Möge noch die Möglichkeit, daß das Tempo, in dem die Zahl der Ärzte im Verhältnis zum Steigen der Bevölkerungsziffer wächst, sich verlangsamt. Die Zahl der Medizinstudierenden betrug im Jahre 1905: 6310, im Jahre 1916: 15 581; approbiert wurden im Jahre 1906: 545, im Jahre 1916: 1697. Aber allein im Jahre 1913/14 fanden 3747 Approbationen statt und im ganzen Kriege 5800, gegenüber einem Abgang während des Krieges von bis jetzt 3000. Die Zahl der heute Medizinstudierenden steht noch nicht fest; es ist aber sicher, daß sie außerordentlich im Wachsen begriffen ist. Nun könnte eingewandt werden, daß der Krieg so viele Menschen behandlungsbedürftig gemacht habe, und zwar auf lange Zeit hinaus, daß ein Mehr von Ärzten notwendig sei. Das ist bis zu einer gewissen Grenze zutreffend, aber diese Grenze ist bereits längst überschritten. Der Verband der Ärzte Deutsch-